

Nicole Burzan

## ›Haare in der Suppe‹ einer integrativen Gesellschaftstheorie

### Kommentar zu Uwe Schimanks Grundriss einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaft

Um einen Kommentar gebeten zu werden, ist für Soziologinnen und Soziologen fast gleichbedeutend wie aufgefordert zu sein, eine skeptische Kritik zu äußern. Das heißt, dass es sozusagen ›zum Geschäft‹ gehört, stets irgendwelche ›Haare in der Suppe‹ zu finden, die da aufgetischt wird – also in jedem theoretischen Konzept, in der Darstellung jeglicher empirischer Befundlage, in jeder Argumentationslogik. Es dürfte also kaum überraschen, dass ich auch auf Uwe Schimanks zugleich forsche und konstruktive Skizze einer integrativen Gesellschaftstheorie dieser Konvention folgend reagiere.

Eben deshalb hebe ich aber zunächst einmal hervor, was mir an diesem Grundriss ausnehmend gut gefällt: Uwe Schimank entscheidet sich nicht für einen singulären oder gar solitären gesellschaftstheoretischen Zugang, den er – ggf. modifizierend – verteidigt. Vielmehr nimmt er drei Stränge, die er als Gesamtsichten auf moderne Gesellschaften begreift – Differenzierung, Ungleichheit und Kultur (Schimank 2013) – als aufeinander bezogen in den Blick. Dieser geweitete Blick soll zugleich fragmentierte Einzelabgleiche vermeiden, bei denen unklar ist, ob nun Details von Varianten oder eben gesellschaftstheoretische Kernannahmen gegenübergestellt werden. Nicht zuletzt die empirisch orientierte Ungleichheitsforschung, so wird zuweilen beklagt (z. B. Diewald/Faist 2011), verliert sich zum Teil nach (vorläufiger?) Beendigung älterer Grabenkämpfe um Klassen und Schichten in zersplitterten Themen der Sozialstrukturanalyse, ohne gesellschaftstheoretischen Fragen nach Strukturen und Dynamiken (noch) die gebotene Aufmerksamkeit zu widmen. Erfreulicherweise stellt Uwe Schimank solche Fragen, und zwar unter Berücksichtigung der Notwendigkeit der Verknüpfung von Theorie und Empirie in Bezug auf raumzeitlich begrenzte Muster.

Unbeschadet dessen fische ich hier – als Anregung wiederum für die weitere Diskussion – nun doch ein paar ›Haare aus der Suppe‹. Mein besonderes Augenmerk liegt dabei auf dem Verhältnis von Differenzierung und Ungleichheit (Punkt d).

#### a) Das Dreieck gesellschaftstheoretischer Theoriefamilien

Schimanks Argumentation suggeriert, wir hätten es mit drei (gleichgewichteten oder jedenfalls gleichartigen) Theoriesträngen als Elementen eines integrativen Konzepts zu tun. Ich denke eher, dass sowohl der Differenzierungs- als auch der Ungleichheitsansatz

stärker auf strukturelle Merkmale von Gesellschaften abzielen, denen kulturelle Charakteristika (genannt werden z. B. Legitimationen, Orientierungen, Praktiken) gegenüberstehen. Tatsächlich nimmt die vorliegende integrative Skizze diese Lesart teilweise auch auf, wenn es um die Frage geht, inwiefern funktionale Differenzierung und vertikale soziale Ungleichheiten als alternativ oder komplementär gedacht werden können (darauf komme ich noch zurück), während die kulturtheoretische Perspektive bestimmte Strukturen konkretisiert, etwa als inhaltlicher Bezugspunkt ausdifferenzierter Wertsphären (Integrationschritt 2) oder als Plausibilisierung grenzenloser teilsystemischer Steigerungslogiken durch Fortschrittsideen (Integrationschritt 5). Zum Verständnis der integrativen Theorie wäre folglich eine stärkere Reflexion darüber wünschenswert, in welchem Verhältnis die minimalistischen Bausteine zueinander stehen, die es im Modell zu verknüpfen gilt.

#### b) Der Beginn bei der Differenzierungstheorie

Ganz offensichtlich gibt es kein konsensfähiges Argument, das im Hinblick auf die Entwicklung eines integrativen Konzepts unzweifelhaft zu einem *bestimmten* Ausgangspunkt unter den drei Theoriefamilien führt. Daher ist es legitim, dass Schimank einen solchen analytischen Ausgangspunkt setzt, den er ja zudem ausdrücklich nicht mit Bedeutsamkeit begründet, sondern logisch-sequentiell verstanden wissen will. Allein: Die von ihm gegebene Begründung dafür, nämlich dass für Individuen die funktionale Differenzierung die erste Tatsache sei, die sie wissen und in Rechnung stellen müssten, um ihr Leben führen zu können und um sich zu orientieren, ist hingegen keineswegs zwingend.

Für einen Beobachter bzw. eine Beobachterin gesellschaftlicher Zusammenhänge mag dies vielleicht so sein; welche Rolle eine funktionale Differenzierung für die je subjektiven Relevanzsetzungen individueller Akteure spielt, lässt sich jedoch keineswegs so eindeutig bestimmen. Warum etwa sollten Individuen ihre die Publikumsrollen verbindenden Charaktereigenschaften (z. B. ein aufgeschlossener Mensch zu sein) nicht stärker gewichten können als die Differenzierung der Situation danach, ob sie gerade Kunde oder Mandant sind? An anderer Stelle schreibt Schimank selbst, dass Individuen (im Gegensatz meist zu Organisationen) verschiedene fremdreferentielle Gesichtspunkte in ihre Publikumsrollen einbringen (z. B. den Gesundheitsaspekt beim Sport). Und schließlich, ebenfalls vom Autor angesprochen, sind auch Organisationen nicht immer einer einzigen selbstreferentiellen Wertsphäre zuzuordnen. Der häufiger als seltene Ausnahme beschriebenen Universität (zwischen Wissenschafts- und Bildungssystem) können unschwer weitere Beispiele an die Seite gestellt werden (z. B. die Kunstgalerie zwischen Kunst und Wirtschaft, vgl. Rössel 2011; oder das technikgeschichtliche Museum, das meist nicht nur als kommerzielles Wirtschaftsunternehmen auftritt, aber wohl auch nicht z. B. eindeutig einer wissenschaftlichen Orientierung zugeordnet werden könnte). Im Zusammenhang mit der in Integrationschritt 2 betonten kulturellen Konstituierung von Wertsphären konzediert Schimank dann – passend zu solchen Unschärfen – ja auch selber, dass die Grenzen ausdifferenzierter Bereiche nicht statisch seien. Entsprechend

wird man sie kaum als eindeutige, reflektierte und vor anderen Gesichtspunkten relevante Orientierungsgrundlage für individuelle Lebensführungen ansehen können.

Einen Ansatzpunkt zu wählen, der auch differenzierungstheoretisch sein kann, leuchtet also ein, weniger allerdings die auf individuelle Orientierungen bezogene Begründung.

### c) Der Kapitalismus als Charakterzug funktionaler Differenzierung

Das Konzept postuliert, dass der kapitalistischen Wirtschaft in der Moderne eine gesamtgesellschaftliche Prägung zukommt. Die Analyse des Kapitalismus wird jedoch nicht als vierter oder gar als den anderen übergeordneter theoretischer Strang gefasst. Schimank deutet den Kapitalismus vielmehr als Charakterzug funktionaler Differenzierung – und zwar in Abgrenzung vom differenzierungstheoretischen Mainstream, in dem die Dominanz einer Wertsphäre bestritten wird. Wenn sich, wie es an anderer Stelle im Kontext der theoretischen Kernvorstellungen heißt, Differenzierungstheorie auf eigene Wertsphären richtet, für die selbstreferentielle Bezüge im Zweifelsfall Vorrang vor Fremdreferentialität haben, stellt sich die Frage, was dann eigentlich noch als differenzierungstheoretischer Kern übrigbleibt, wenn die kapitalistische Wirtschaft als dominant angesehen wird. Ist es nicht eine Kern-Frage, ob der Motor gesellschaftlicher Entwicklungen in der Ökonomie zu suchen ist – woraus sich eher ein Primat ungleichheitstheoretischer Strukturen ergibt –, *oder* ob man von einer solchen Spitze oder einem solchen Zentrum moderner Gesellschaften differenzierungstheoretisch eben *nicht* ausgehen kann? Anders formuliert: Welchen Erklärungswert gewinnt man durch einen differenzierungstheoretischen Ansatz, wenn man den selbstreferentiellen Bezug an zentraler Stelle aufweicht? Diese Frage stellt sich auch im Rahmen eines weiteren Gesichtspunkts, der Verknüpfung von differenzierungs- und ungleichheitstheoretischen Ansätzen.

### d) Zur Verknüpfung von Ungleichheits- und Differenzierungstheorie

Das reibungsreiche Verhältnis von Differenzierungs- und Ungleichheitstheorie ist seit längerer Zeit Gegenstand von Debatten, in denen einige Autorinnen und Autoren versuchen, diese Reibungen konstruktiv zu nutzen (z. B. Schwinn 2007, 2011; Rössel 2011; auch Uwe Schimank selbst hat hierzu bereits vor einigen Jahren beigetragen, vgl. mit empirischer Ausrichtung z. B. Burzan et al. 2008). Die Annahme einer Nachrangigkeit sozialer Ungleichheit für funktional differenzierte gesellschaftliche Strukturen der Moderne gerät recht schnell an Grenzen (z. B. beim Versuch des Nachweises, dass die Ressourcenausstattung in einem Bereich nichts mit der in einem anderen zu tun habe); etwas vager ist der Diskussionsstand im Hinblick auf den Stellenwert der Ausdifferenzierung von Lebensbereichen für die Ungleichheitsforschung; hier richtet sich eine kritische Einschätzung eher, wie angesprochen, auf deren ungenügenden gesellschaftstheoretischen Bezug im Allgemeinen. Thomas Schwinn (2011: 415) betont in einer Gegenüberstellung beider Stränge beispielsweise, dass es sich bei Differenzierung und Ungleichheit um jeweils spezifische Ordnungsprozesse handle, die nicht auseinander abgeleitet werden können, die aber wechselseitig Bedingungen füreinander setzen.

Im hier zu kommentierenden theoretischen Entwurf kommt die Ungleichheitsperspektive vorbereitend in Integrationsschritt 3, ausdrücklicher dann in Integrationsschritt 4 in den Blick, wonach sich eine einkommensvermittelte Ungleichheit in ungleicher Inklusion in die teilsystemischen Leistungsproduktionen manifestiert, was unter Umständen durch wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen teilweise ausgeglichen wird. Abgesehen davon, dass das Einkommen als Inklusionsressource aus ungleichheitssoziologischer Sicht als zu kurz gegriffen erscheint, wird hier ein altbekanntes Dreieck aus Kapital, Arbeit und Staat aufgespannt (vgl. Kreckel 2004), so dass man sich fast fragen könnte, welchen zusätzliche Erklärungsbeitrag die Differenzierungstheorie an dieser Stelle leistet. Es wäre beispielsweise zu erläutern, inwiefern eine Teilsystemspezifik von Inklusionskämpfen in welcher Hinsicht erklärungskräftiger ist als die Betrachtung einer Reihe von Ungleichheitsdimensionen (z. B. Geschlecht, ethnische oder regionale Herkunft), die Schimank zu Recht als gesellschaftstheoretisch oft unterbestimmt ansieht, bzw. in welchem Verhältnis diese Differenzierungslinien zueinander stehen. Der Umgang mit Grenzen von Ungleichheitskonzepten, die allein aus ökonomischem Kapital Lebenschancen, Lebensführungen, Handlungsorientierungen und das Ausmaß von Konfliktfähigkeit ableiten wollen, prägt seit Jahrzehnten den ungleichheitssoziologischen Diskurs. Andererseits sind spezifische Beschreibungen von Vielfältigkeiten offenbar häufig mit dem Risiko verbunden, dass gesellschaftstheoretische Elemente aus dem Blick geraten. Eine Antwort auf die Frage, inwiefern hier die Teilsystemspezifik die Analyse von Strukturen und Dynamiken sozialer Ungleichheit bereichern kann, bleibt Schimank in seinem integrativen Konzept leider schuldig. Hingegen scheinen in seinem Beitrag, wie in vielen Argumentationen der Debatte, Hinweise dazu auf, dass es möglicherweise nicht darum gehen kann, ein Primat funktionaler Differenzierung als gesetzte Vorannahme oder als zu verifizierende oder zu falsifizierende Behauptung anzusehen, sondern als fruchtbare Heuristik, mittels derer sich unter anderem Orientierungen von Akteuren und ihre Dynamik, Konfliktlinien zwischen Gruppierungen sowie Ankerpunkte kultureller Wertsphären und ihre Entwicklung besser bzw. komplexer erfassen lassen als ohne eine Perspektive auf ausdifferenzierte Bereiche moderner Gesellschaften und ihre Eigenlogiken.

Zu einer Teilfragestellung in einem aktuellen Forschungsprojekt nutze ich selber derzeit beispielsweise eine differenzierungstheoretische Perspektive als Heuristik, um die Ideen, Relevanzen und Deutungen von Menschen in Leitungspositionen von Museen zu analysieren. Dabei ergeben sich Erkenntniszuwächse, wenn man sich fragt, wie sich die Akteure in einem Spannungsfeld verschiedener Teilsysteme und ihrer Eigenlogiken bewegen. Menschen in verantwortlichen Positionen in Museen orientieren sich zum einen an den Teilsystemen Kunst oder Wissenschaft (je nachdem, um welche Art von Museum es sich handelt), zum anderen aber auch am Teilsystem Ökonomie, weil Museen heutzutage – zumindest legitimatorisch – in der Regel unter Druck stehen, sich als attraktiver Ort für die Freizeitgestaltung möglichst breiter Bevölkerungsgruppen zu profilieren. Schließlich spielt die Logik des Teilsystems Bildung eine nicht zu unterschätzende Rolle, insofern Museen als außerschulischer Lernort begriffen werden. Teilweise wird zudem die Politik in Gestalt von Förderinstitutionen relevant. Es sind nun viele Konstellationen denkbar, in

denen diese Wertsphären in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen. So gibt es z. B. oft nicht genügend Ressourcen, um kuratorische Vermittlungs- und Forschungsziele zu erreichen. Bisherige empirische Befunde weisen darauf hin, dass es Akteuren in verantwortlichen Positionen angesichts aktueller Entwicklungen von Museen bzw. der Museumslandschaft zumeist nicht leicht fällt, Anforderungen und Legitimitätshinterfragungen aus anderen gesellschaftlichen Teilsystemen zu ignorieren oder in die eigene Logik zu überführen bzw. – pointierter ausgedrückt – dass selbstreferentielle Lösungen von Inklusionsdilemmata auf sehr spezifischen Bedingungen fußen.

Das hier nur kurz angedeutete Beispiel zeigt eine ertragreiche Anwendungsweise von Differenzierungstheorie als Heuristik an: Es geht nicht darum, funktionale Differenzierung mit Hilfe dieses Beispiels zu bestätigen oder zu widerlegen. Die Perspektive schärft vielmehr den Blick dafür, auf welche (teilsystemischen) Relevanzsetzungen die Akteure sich beziehen und wie sie mit Spannungsverhältnissen zwischen verschiedenen Wertsphären umgehen. Dieser Analysefokus wiederum ermöglicht eine dynamische Perspektive auf den Wandel bzw. die Stabilität von Leitdifferenzen gesellschaftlicher Lebensbereiche.

Dementsprechend hätte eine heuristische Nutzung der Differenzierungstheorie für ein integratives gesellschaftstheoretisches Konzept unter anderem zu klären, wie soziale Ungleichheit in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen reproduziert wird und in welchem Verhältnis gefundene Unterschiede zueinander stehen, und zwar sowohl im Vergleich von Lebensbereichen als auch im Vergleich von Individuen in unterschiedlichen Leistungs- und Publikumsrollen. Damit wäre noch nicht automatisch ein umfassendes Gegenmittel gegen die gesellschaftstheoretische Abstinenz der Ungleichheitsforschung gefunden; aber immerhin wäre ein wichtiger Schritt zur Behebung dieses Defizits getan. Schimanks Einlassungen werden der Breite des Spektrums gesellschaftlicher Lebensbereiche insbesondere im Schritt 4, der die Ungleichheitsperspektive integrieren soll, in dieser Hinsicht allerdings noch nicht gerecht.

#### e) Die empirische Überprüfbarkeit des Konzepts

Der letzte Punkt meines Kommentars bezieht sich weniger auf immanente Aspekte des theoretischen Grundrisses als auf die Verknüpfung von Theorie und Empirie. Gesa Lindemann (2008) zufolge sind Gesellschaftstheorien im Gegensatz zu theoretischen Ansätzen beschränkter Reichweite nicht im engeren Sinne falsifizierbar. Weil sie eine Zuspitzung verschiedener begrenzter Konzepte auf eine spezifische Gestalt (moderner) Gesellschaften darstellen und als integratives Konzept über – wie Schimank es formuliert – fragmentierte Einzelabgleiche hinausgehen, sind sie durch einen einzelnen empirischen Prüfstein kaum je (gänzlich) zu Fall zu bringen. Wenn sich beispielsweise die Universität als Organisation nicht einer einzigen Wertsphäre zuordnen lässt, sondern Akteure sich sowohl an Bildung als auch an Wissenschaft orientieren, ist damit die Differenzierungstheorie nicht ad acta gelegt. Lindemann schlägt alternativ vor, im Kontext von Gesellschaftstheorien von plausibler vs. unplausibler Gestaltextrapolation auszugehen. Wie sieht nun das Theorie-Empirie-Verhältnis in Schimanks integrativem Ansatz aus?

Zu Beginn dieses Kommentars habe ich bereits gewürdigt, dass Schimank die Frage nach der empirischen Operationalisierbarkeit stellt und die Notwendigkeit empirischer Realitätstests postuliert. Die empirische Anwendbarkeit stellt keinen Kernpunkt des theoretischen Grundrisses dar, dennoch werfen die Anmerkungen im Text einige Fragen dazu auf, wie die Theorie-Empirie-Verbindung vorstellbar ist. Deutlich wird, dass das theoretische Konzept zunächst ausgearbeitet und dann auf seine Tauglichkeit zur Beschreibung und Erklärung konkreter gesellschaftlicher Phänomene hin untersucht werden soll, um schließlich zu entscheiden, ob etwaige Grenzen des Modells durch Ergänzungen und Modifikationen behebbar oder prinzipieller Natur sind. Dies ist grundsätzlich plausibel, jedoch fehlen Hinweise dazu, wie man entscheidet, ob empirische ›Irritationen‹ auf prinzipielle Grenzen verweisen oder nicht. Offen bleibt ebenfalls, ob der ausdrückliche Bezug auf Minimalbausteine der Theoriekonzepte Orientierungshilfen für diese Entscheidung geben kann oder ob diese eher zur theoretischen Immunisierung beitragen. Eine konkrete empirische Operationalisierung ist kein notwendiger Bestandteil eines theoretischen Grundrisses. Überlegungen zur empirischen Überprüfbarkeit erscheinen mir gleichwohl bereits in dieser Phase als sinnvoll.

Wie eingangs bereits prognostiziert, wirkt auch dieser innersoziologische Kommentar wie eine mitunter ›haarspalterische‹ Kritik. Am Ende stellt sich jedoch nur die Frage, ob Uwe Schimanks Vorschlag lediglich als eine eher ›haarige‹ Angelegenheit oder insgesamt als ein kritikwürdiger, weil anregender Beitrag zur einschlägigen Diskussion zu betrachten ist. Meine Antwort darauf ist klar: Auch wenn ich hier ein paar ›Haare aus der Suppe gefischt‹ habe, ist mir der Appetit an Schimanks Grundriss einer integrativen Theorie der Gesellschaft keineswegs vergangen.

## Literatur

- Burzan, Nicole/Lökenhoff, Brigitta/Schimank, Uwe/Schöneck, Nadine M., (2008): *Das Publikum der Gesellschaft. Inklusionsverhältnisse und Inklusionsprofile in Deutschland*. Wiesbaden: VS.
- Diewald, Martin/Faist, Thomas (2011): »Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten. Soziale Mechanismen als Erklärungsansatz der Genese sozialer Ungleichheiten«. In: *Berliner Journal für Soziologie* 21 (1), S. 91-114.
- Kreckel, Reinhard (2004): *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. 3. Aufl. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Lindemann, Gesa (2008): »Theoriekonstruktion und empirische Forschung«. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hg.): *Theoretische Empirie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 107-128.
- Rössel, Jörg (2011): »Differenzierung und strukturierte soziale Ungleichheit – gleichrangige Strukturprinzipien von Industriegesellschaften«. In: Schwinn, Thomas/Kroneberg, Clemens/Greve, Jens (Hg.): *Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion*. Wiesbaden: VS, S. 377-398.
- Schimank, Uwe (2013): *Gesellschaft*, Bielefeld: transcript.
- Schwinn, Thomas (2007): *Soziale Ungleichheit*, Bielefeld: transcript.

Schwinn, Thomas (2011): »Zum Verhältnis von Differenzierungs- und Ungleichheitstheorie auf globaler Ebene«. In: Ders./Kroneberg, Clemens/Greve, Jens (Hg.): Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion, Wiesbaden: VS, S. 399-420.

*Anschrift:*

Prof. Dr. Nicole Burzan  
Lehrgebiet für Soziologie  
Technische Universität Dortmund, Fakultät 12  
Institut für Soziologie  
Emil-Figge-Str. 50  
44221 Dortmund  
Nicole.Burzan@fk12.tu-dortmund.de